

Johannes Hahn/Meinolf Vielberg (Hgg.), *Formen und Funktionen von Leitbildern*, Altertumswissenschaftliches Kolloquium 17, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2007, 321 S., ISBN 978-3-515-08998-2, € 62,-; sFr 105,40.

Der Band ist das Ergebnis einer gemeinsamen Tagung des Jenaer Graduiertenkollegs „Leitbilder der Spätantike“ und des Projektes „Referenz- und Leitfiguren in Zeiten der Krise“ innerhalb des (ehemaligen) Münsteraner Sonderforschungsbereichs 493 „Funktionen von Religionen in antiken Gesellschaften des Vorderen Orients“ im Oktober 2003 in Jena. Sein Titel ist vieldeutig, und dementsprechend erwartet einen darin auch eine Fülle von unterschiedlichen Beiträgen, die man – je nach Standpunkt – als Vielfalt oder Heterogenität deuten mag. Da sich, wenn ich recht sehe, das Münsteraner Modell mit seinem stärker personalen Ansatz von dem Jenaer Modell nicht unwesentlich unterscheidet und die Beiträger – wie auch nicht anders zu erwarten – sich im Einzelfall weder an das eine noch an das andere Modell halten, wird die Diversität noch potenziert.

Den Münsteraner Umgang mit „Identifikationsfiguren“ stellt eingangs Christoph Möllers in einem programmatischen Essay vor, wobei er eine emblematische von einer paradigmatischen Funktion unterscheidet. Im ersten Fall gehe es um Vermittlung der kollektiven Identität einer Gemeinschaft, um Erbauung sowie um Legitimation von Ideen durch eine Idealgestalt. Genannt werden Apollonios von Tyana, Athanasios von Alexandrien sowie der Mönchsvater Antonios. Identifikationsfiguren könnten aber, wie die *Historia Lausiaca* des Palladios belege, auch paradigmatische Funktion haben, Handlungsmuster vorgeben und zur Nachahmung einladen. – Dass diese Differenzierung allenfalls idealtypischen Charakter hat, zeigt aber bereits die folgende Studie des Alttestamentlers Karl-Friedrich Pohlmann, die einerseits die emblematische Funktion der Gestalt Esras im Frühjudentum (Referenzfigur der Jerusalemer Priesterschaft) hervorhebt, andererseits in Esra 9f. auch Züge sieht, die zur Identifikation einladen sollen.

Christian Ronning beschreibt die römische Deklamationspraxis anhand der dem Calpurnius Flaccus zugeschriebenen *Controversiae*. „Bewußt oder unbewußt“ hätten die römischen Deklamatoren „die zentralen Leitbilder ihrer Kultur in die Controversien übernommen“ und nennt Väter und Söhne in ihrer spannungsvollen Beziehung, jungfräuliche Töchter, treue und untreue Gattinnen, *virī fortes*, Arme und Reiche (S. 79). – Götz Hartmann möchte „die Entstehung von Charisma aus dem Handlungsmuster der ‚Selbststigmatisierung‘“ erklären (S. 113). Hierzu entnimmt er seinen theoretischen Ansatz den kultursoziologischen Arbeiten Wolfgang Lipps und spielt ihn dann an einer Szene aus der Martinsvita des Sulpicius Severus durch. – „Spirituelle Führerschaft“, paradigmatisch verkörpert durch Priester, wird von Johannes Hahn, einem der zwei damaligen Projektleiter, als „Leitmotiv“ der Restauration des Heidentums bei Kaiser Julian bestimmt (S. 161). – Jutta Tloka stellt das Bild der christlichen Polis in der 17. Säulenhomilie des Johannes Chrysostomos in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen. Es orientiere sich am Leitbild des himmlischen Jerusalems und werde

gelenkt von Vorbildern wie Babylos von Antiochien, den Tloka als Identifikationsfigur des „Goldmundes“ beschreibt. – Sabine Panzram kündigt an, die Funktion der *sacra virgo* Eulalia als Legitimationsinstanz für die Bischöfe Meridas beschreiben zu wollen, bietet dann faktisch aber – gestützt auf die *Vitas Sanctorum Patrum Emeretensium* – eine Bischofsgeschichte der Stadt. – Adolf Köhnken schließlich beschreibt „Leitfiguren in den ‚Argonautika des Orpheus‘“. Jeder der auf Möllers folgenden Beiträge ist in sich mehr oder weniger schlüssig – die Leistungsfähigkeit des Modells selbst wird daran aber nicht eigentlich erkennbar.

Der Jenaer Konzeption des Leitbildes sind hingegen Falk Swoboda, Jürgen Dummer, Meinolf Vielberg, Valentina Toneatto und Isabella Schwaderer verpflichtet, aber auch hier sind deutliche Divergenzen erkennbar. – Swoboda beschäftigt sich mit der politischen Funktion der Tyrannentopik in den *Panegyrici Latini* – also offenbar einem Fall von „negativem“ Leitbild (wobei der Begriff selbst von Swoboda nicht thematisiert wird). – Bei Dummer kommt erneut die monastische Literatur der Spätantike in den Blick, hier v.a. das Ideal der Askese und seine Veränderungen. Dabei betont Dummer das Verhalten des Lesers oder Hörers, von dessen Akzeptanz die Wirkmächtigkeit von Leitbildern allein abhängt. – Die späteren Wandlungen des Martinsbildes und deren Beurteilung in der Forschung sind Thema Vielbergs, der v.a. Karla Pollmanns These unterschiedlicher Formen von Heiligkeit („Kontiguität“ und „Eklipse“) einer Kritik unterzieht. – Toneatto fragt am Beispiel der hagiographischen Literatur zu Sabas und dem alexandrinischen Patriarchen Johannes dem Barmherzigen, welche Handlungsmodelle zum Verhältnis zwischen Heiligkeit und Geld in dieser Literatur propagiert werden können, ohne das Ideal der geistlichen wie der ökonomischen Armut zu gefährden. – Die Funktion Gregors von Nazianz als Leitbild bei Michael Psellos wird von Schwaderer dargestellt.

Weder in der einen noch in der anderen Richtung lassen sich die Aufsätze der „Gastautoren“ einordnen: Carolina Cupane bietet einen weiträumigen Überblick über literarische Bilder und Vorbilder im byzantinischen Roman, während Hans Georg Thümmel einmal mehr seine große Gelehrsamkeit über die „Ikone als Leitbild und Wundermacht“ (so der Titel seines Aufsatzes) ausbreitet. Er erinnert daran, dass der Begriff des Leitbildes für den Umgang mit der Hagiographie womöglich nicht ausreicht: „Wenn die Heiligen am laufenden Band Wunder vollbringen, geht es nicht um etwas Nachahmbares, sondern um eine Heiligkeit, die gleiche wunderbare Hilfe verbürgt, wenn man sich in auswegloser Situation an den Heiligen oder sein Bild wendet. Der Heilige ist weniger Leitbild als vielmehr Rettungsanker. Auch in der Legende kommt es wie beim Bild mehr auf die Heiligkeit als auf die Vorbildhaftigkeit an“ (S. 268). Dem würde ich gerne zustimmen und frage mich, warum die anderen Beiträger *diese* Funktion des Leitbildes nicht wirklich in den Blick bekommen. Könnte es damit zu tun haben, dass dort auf weite Strecken von dem jeweiligen philosophischen oder theologischen Referenzrahmen abgesehen wird, innerhalb dessen ein bestimmtes Leitbild seine Wirksamkeit entfaltet? So erfährt die christliche Identifikationsfigur schlechthin – Jesus Christus – erstaunlich wenig Beachtung. Damit drohen aber über allen Kontinuitäten gerade die *Wandlungen* vom Heidentum zum Christentum aus dem Blick zu geraten. Apollonios von Tyana mag zwar karischen Intellektuellenkreisen als Identifikationsfigur gegolten haben (vgl. S. 19) – zur Kirchengründung reichte seine Integrationskraft jedoch nicht aus. Die Berufung auf Christus hatte hingegen sowohl emblematischen als auch paradigmatischen Charakter. Das machte ihre Wirkmächtigkeit aus. Der Anspruch, die *imitatio Christi* relativiere alle irdischen Leitbilder und „entmachte“ die paganen *exempla*, konnte von der Kirche durchaus mit einem gewissen Recht erhoben werden.

Was kann man aus dieser Diskussion lernen? Die Frage nach „Leitbildern“ ist wichtig und kann bedeutsame Aufschlüsse für das Funktionieren menschlicher Kommunikation und menschlichen Zusammenlebens bieten. Allerdings verleitet die Begrifflichkeit auch zum Stochern im Ungefähren, denn das Operieren mit Leitbegriffen und -bildern gehört zum Wesen menschlicher Kommunikation überhaupt, und es bedarf schon eines

reflektierten methodischen Instrumentariums, um das Selbstverständliche von dem Besonderen zu trennen und so einen heuristischen Mehrwert zu erreichen. Gewinn wie Gefahr des Umgangs mit „Leitbildern“ sind in diesem Band präsent, dem übrigens ein Register ganz gut angestanden hätte.

Bonn

Wolfram Kinzig